In freier Stunde

# Die nicht lieben dürfen

## Roman einer schicksalhaften Erfüllung

Von Amélie Gorden

(6. Fortsetzung)



Beim Anblick dieses Mannes wurde Fritz bleich. Gleich darauf schoß eine glühende Blutwelle über sein Gesicht. Nur mühsam verbarg er seine Erregung.

Zwischen den vier Wänden aus Silberlamé drehten sich die Paare in langsamen Tangoschritten. Erst sang die Geige allein, dann fiel das Saxaphon ein. Dazwischen war das klappernde Geräusch der Shaker, die der Barmann wie ein Besessener durch die Luft schüttelte.

Als Inge und Kurt von dem Parkett zurückkamen, saß Maxim Salvia an ihrem Tisch. Mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit hatte er während ihrer Abwesenheit bei Fritz Platz genommen.

Jetzt stand er auf und bat den Bruder ihn mit seiner Schwester bekannt zu machen. Auch Kurt verneigte sich kühl; der Mann gefiel ihm nicht.

Gleich beim nächsten Tanz stand Salvia auf und verneigte sich vor Inge. Mit einer Falte auf der Stirn sah der Arzt ihnen nach. Salvia war von gedrungener Gestalt. Oelglänzendes Haar überzog seinen Kopf wie eine Haube, seine Wangen waren mit einer hauchdünnen Schicht violetten Puders überzogen, die schweren, gelben Lider hingen wie Vorhänge über den stechenden Augen.

Auf der Tanzfläche legte er seine weichen, weißen Finger fest um Inges Taille. Unwillig wandte Kurt seinen Blick von den Tanzenden und fragte den Freund:

„Was ist das für ein Mann?"

„Ich kenne ihn schon länger. Er führt ein großes Haus und muß viel Geld haben."

„Salvia heißt er?" forschte Kurt weiter.

„Maxim Salvia."

„Komisch! Irgendwoher kenne ich ihn. Und ich möchte wetten . . ."

Er konnte seinen Gedanken nicht zu Ende spinnen, die beiden waren wieder an den Tisch getreten.

Gleich darauf verabschiedete sich Salvia mit sanften, melancholischen Augen. Seine wulstigen Lippen umspielte ein kleines, aufreizendes Lächeln. Er forderte Fritz zu einem Schnaps an die Theke auf. Osterkamp folgte ihm wie unter einem Zwang.

An der Theke trank Fritz zwei von den scharfen Getränken und sagte dann beschwörend zu Salvia:

„Ich weiß, der Betrag ist längst fällig. Können Sie nicht noch etwas warten? Ich bitte Sie darum!"

Salvia zog genießerisch an seiner Zigarette und schwieg.

Fritz sah ihn nervös gespannt an, dann begann er erneut:

„Ich bin jetzt bei Grisellus . . ."

„Ich weiß!"

Osterkamp hob ruckartig den Kopf und starrte den andern an.

„Sie wissen, daß . . ."

Salvia spielte mit seinem kostbaren Ring und drehte ihn mehrere Male am Finger hin und her. Seine Augen schlossen sich zu einem schmalen Schlitz. Dann sagte er wie nebenbei:

„Ich weiß sogar, daß die Grisellus-Werke mit der Herstellung eines neuen Präparates beschäftigt sind. Sie können mir sicher einiges darüber berichten, nicht wahr?"

Fritz fühlte einen eisigen Schauer über seinen Rücken fliegen. Er ahnte instinktiv: Das ist der gefährliche Wendepunkt deines Lebens!

Als Inge am nächsten Mittag nach Hause kam, wartete ein Strauß blaßroter Rosen auf sie. Auf der beiliegenden Leinenkarte standen nur wenige Worte: „Darf ich auf ein Wiedersehen hoffen? Salvia."

Inge mußte lächeln. Es schmeichelte ihr, umworben zu werden. Wie ihr der Bruder erzählt hatte, war der Levantiner Inhaber eines der größten Importhäuser. Seine Beziehungen erstreckten sich über die ganze Welt.

Dann gab es noch einen Punkt für Inge, der sie bestimmte, sich Salvia gegenüber nicht ablehnend zu verhalten: der Trotz. Kurt hatte ihr auf dem Heimweg von der Exzelsior-Bar eine regelrechte Szene gemacht. War es der ungewohnte Wein gewesen, die aufreizende Stimmung in der Bar, die sie noch in sich gefühlt — sie hatte ihn glatt ausgelacht. Was hatte er überhaupt für ein Recht, so zu ihr zu sprechen? Gewiß, sie waren Jugendfreunde, sie hatten tausend alberne Dinge getrieben — gab ihm das die Erlaubnis, ihr die Tänzer zu bestimmen? War sie nicht alt genug, sich ihre Gesellschaft selbst zu wählen?

Kühl hatten sie sich verabschiedet. Inge hatte ihm schnell die Hand entzogen, als er sie küssen wollte. So war der so heiter begonnene Abend mit einer Disharmonie zu Ende gegangen. Und heute sandte Salvia Rosen!

Das reizte Inge. Sie wollte Kurt zeigen, wie selbständig sie war, daß man sie sich erkämpfen mußte. Sie war nicht das kleine, dumme Mädchen, das zu allem ja und Amen sagte.

Aus diesen Gefühlen heraus nahm sie eine weitere Aufforderung Salvias, mit ihm einen freien Nachmittag zu verbringen, an.

Sie waren mit Salvias Wagen weit vor die Stadt gefahren. Es war einer jener Tage, die den Sommer

ahnen lassen. Der Himmel stieg in der Ferne blaß empor. Kühles Sonnenlicht wehte an den Bäumen hin. eine Handvoll blauer Blumen hier und dort. Was für ein Tag!

Die Straße führte mitten durch den Wald. Sie lief wie ein weites, weißes Band, das in die Ferne lockte. Da waren tausend Wege offen, rätselhaft ohne Ende.

In einem kleinen Dorfwirtshaus am See hielten sie. Kleine Wellen trieben hin und her, wurden blitzende Sterne, schmolzen zusammen und wehten wieder auseinander.

„Sie wollten mit mir sprechen, Herr Salvia?" begann Inge in die schimmernde Stille hinein.

Maxim Salvia spürte, daß Schweißtropfen auf seine Stirn traten. Er, der mit allen Wassern gewaschen und mit allen Salben gesalbt war, verlor beim Anblick dieses jungen Mädchens seine Sicherheit. Machte das die unberührte Schönheit und Frische der Kleinen, machte es der Frühling, der sich ihm schwer und lähmend ins Blut legte?

Inge betrachtete ihn verwundert.

„Ich sehe Sie heute zum zweiten Male!" Sein Blick hing berauscht an ihrem Gesicht. „Ich bin kein Mann, der in poetischen Redewendungen geübt ist, und kann nur sagen, daß Sie den tiefsten Eindruck auf mich gemacht haben."

„Es waren schöne Rosen, die Sie mir geschickt haben, Herr Salvia. Ich danke Ihnen sehr dafür!"

Inge blickte abwesend in die Luft. Der Wind blies durchsichtige, silberne Wölkchen am Himmel auf. Ein Boot trieb langsam dahin. Aus der Ferne kam der Gesang einer Lerche.

Die Stimme Salvias riß sie aus den Träumen zurück.

„Ich bin mit Ihnen hierher gefahren, Fräulein Osterkamp, um Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen!"

Inge sah mit ungläubigen Augen auf Salvia. Dann sagte sie fassungslos:

„Sie kennen mich doch gar nicht!"

„Trotzdem wäre ich glücklich, wenn Sie ja sagen würden!"

Man wäre reich und unabhängig, wenn man diesen Mann heiratete, dachte Inge, schämte sich aber gleich ihres kleinmütigen Gedankens.

„Ich habe wirklich noch nicht daran gedacht zu heiraten," begann sie unschlüssig. „Und dann bin ich ja noch so jung!"

Er blickte sie nachdenklich an und schwieg.

„Es ist so schwer," sagte sie nach einigem Ueberlegen. „Sie müssen Geduld mit mir haben, Herr Salvia."

„Ich kann nicht lange warten, Fräulein Osterkamp, in spätestens zwei Monaten muß ich heim."

Inge lachte herzlich.

„Haben Sie sich wirklich vorgestellt, daß ich Sie sofort heiraten würde?"

„Kommen Sie mit mir, Fräulein Inge!" Der Levantiner begann in seiner Erregung zu flüstern wie ein Verschwörer. „Diese Stadt ist nichts für Sie. Sie müssen leben, wo immer Sonne ist. Ich habe ein Haus in Dalmatien. Es wartet auf Sie. Werden Sie meine Frau, Fräulein Inge!"

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

Maxim Salvia fühlte, daß er jetzt kämpfen mußte, und er sprach mit einer Beredsamkeit, die ihn mit sich fortriß. Er sprach wie ein Märchenerzähler des Orients. Durch seine Worte klang der Ruf des Muezzins, klangen die Stimmen der Feigenhändler und die lockenden Anpreisungen der Silberschmiede aus den Basaren. Das Meer ließ sein ewiges Lied an den Felsen zerschellen, ein schneeweißes Schiff hatte steile Segel aufgestellt. Die Luft war voller Düfte exotischer Blumen. Grüne Palmen fächelten den azurnen Himmel.

Inge hörte ihm zu, wie man einem Lied lauscht, das man liebt.

Aber jetzt, wo sie ernstlich erwog, meldeten sich erst leise, dann stärker quälende Gedanken. Wer war eigentlich dieser seltsame Mann, der so stürmisch um sie warb? Was sollte sie in Dalmatien?

Sie hatte ein Heim, eine Aufgabe, ein Ziel, eine Mutter, einen Bruder. Und außerdem Kurt Siebert, den Freund ihrer Jugend!

Inge fror plötzlich.

Salvia sah ihre erloschenen Augen und schwieg. Sein Gesicht wurde schlaff, er biß die Zähne aufeinander. Ich habe verloren, dachte er und stand auf.

Nachdenklich gingen sie den Weg zum Wagen zurück. Inge lief unsicher, fast taumelnd, wie jemand, der zu lange in die Sonne gesehen hat. Im Wagen legte sie ihre Hand einen Augenblick auf die seine und sagte leise:

„Wir müssen alle warten! Das Leben verlangt es."

Die Sonne versank wie ein roter Ball. Im Gold schwammen viele, viele Wölkchen. Eins hinter dem andern, bis zum Horizont. Ein leichter Wind machte sich auf. Er fuhr durch die silbernen Wipfel der Bäume und blies in Inges Haar.

Als der Wagen vor Inges Wohnung hielt, stieg sie rasch aus. Nach einem kurzen Gruß stürzte sie ins Haus. Es war wie eine Flucht.

Salvias Augen folgten ihr voll Sehnsucht und Schmerz. Die Tür fiel zu. Ein jähes Schwindelgefühl überfiel den Levantiner. Er mußte seine Hände fest ans Steuer klammern, um nicht umzusinken. So saß er einige Sekunden; als er sich aufrichtete, wußte er, was er zu tun hatte.

In wenigen Minuten war er am Ziel. Es war die mohammedanische Moschee im Westen der Stadt. Mit festen Schritten stieg Salvia die wenigen Stufen empor, wusch sich die Hände im heiligen Becken, schlüpfte in die Strohschuhe und betrat das Gebetshaus.

Vor der Nische, die nach Mekka zeigte, fiel er zu Boden. Seine flach ausgestreckten Hände hoben und senkten sich. Vor ihm leuchtete die hundertundzwölfte Sure des Korans: „La illa illa l'Allah . . ."

Der Schmerz, die Sorgen des Alltags fielen ab und wurden klein. Nur die Stimme des kleinen Mädchens blieb: „Wir müssen alle warten! Das Leben verlangt es!"

Maxim Salvia preßte die Lippen fest aufeinander und verließ das Dämmern der Moschee. Vor ihm brauste das Leben der großen Stadt. Donnernd jagte ein Zug der Untergrundbahn unter ihm hinweg.

Da mußte Salvia plötzlich lachen. Es klang nicht gut. Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen. Er warf sich hinter das Steuer seines Wages und trat mit solcher Wucht auf den Starter, daß der Wagen wie ein böses Tier aufheulte und dann vorwärtsschoß.

9.

Die Nacht ist ein Freund der Menschen. Sie deckt so vieles zu, sie macht die harten Konturen locker und weich, ihr flimmernder Hauch ist wohltätig und gut.

11 Uhr war schon vorbei. Die Lichtreklamen liefen noch immer unermüdlich auf und ab, fiebernd drehten sich ihre Feuerräder und warfen buntes Licht auf den glänzenden Asphalt. Auf den Bahnhöfen standen Lokomotiven unter Dampf, Bankwächter streiften durch die Gänge der Tresors und steckten die Kontrolluhren. Musik kam aus allen Cafés, ein Omnibus rumpelte

schwer und dröhnend über die Brücke, eine Kirchturmuhr schlug dumpf dazwischen.

In den stillen Straßen der Vorstadt verlöschte Licht auf Licht. Dunkel lag die weite Front der Griselius-Werke. Nur einige Fenster leuchteten in die Nacht. Es waren die des Privatlabors der chemischen Werke.

„Immer das gleiche," sagte Griselius und stand mühsam auf. Lächelnd verbarg er seine grenzenlose Enttäuschung.

Dr. Platen preßte die Lippen fest aufeinander.

„Geduld . . .," murmelte er mit gesenktem Kopf. Dieses eine Wort umschloß sein Leben.

Ein heller Lichtschein fiel vom Korridor her ins Zimmer. Margot stand im Rahmen der Tür. Sie sah auf die beiden Männer.

„Müde? Wollen wir nicht gehen?"

Platen hob den Blick. Er betrachtete das tapfere junge Mädel. Er sah den herben Mund, die sehnsüchtige Linie, in der ihr Kinn sich vom Hals fortschwang. In dieser Sekunde hätte er sie küssen mögen. Hemmungslos und ohne Ende.

Das Schwirren der kleinen Transmission brachte ihn wieder zurück zur Wirklichkeit, zurück zur Vernunft. Er legte den Hebel um und setzte die Gläser vorsichtig auf den Ständer. Auch Griselius war aufgestanden. Mit steifen Schritten ging er auf Margot zu.

„Also morgen auf ein Neues!" sagte er mit schlecht gespieltem Humor. Zärtlich strich er über Margots Schulter.

„Noch immer die Fiebererscheinungen?" fragte sie gespannt, obwohl sie wußte, wie töricht ihre Frage war.

„Noch immer," antwortete Platen und stellte die letzte Zentrifuge ab.

Eine seltsame Stille trat ein, nachdem auch dieses monotone Surren verebbt war.

Vom Fenster kam ein Hauch des Frühlings ins Zimmer. Er brachte die Ahnung einer unbeschreiblichen Blütenpracht. Der Duft überfiel die drei mit seiner vollen, schweren Süße. Sie sogen ihn gierig ein, es gab also noch Bäume, Blumen, Blüten! Und in den nächsten Sekunden empfanden sie die beizenden Gerüche des Labors besonders drückend. Wie auf ein stilles Kommando verließen sie fluchtartig den Raum.

Margots Sportwagen stand einsam auf dem weiten Werkhof. Seine Karosserie warf gespenstische Schatten. Dr. Platen verabschiedete sich schnell, er wollte zu Fuß nach Hause gehen. Es war, als ob er der Nähe des Mädchens mit Gewalt entfliehen wollte.

So fuhr Margot mit Griselius allein durch die stillen Straßen der Vorstadt. Sie schwiegen, und doch drehten sich beider Gedanken um einen Punkt: das Hepalin.

Mit diesem Präparat wollten sie eine der gefährlichsten Lebererkrankungen bekämpfen, deren Ausgang meist tödlich ist.

Aber sie kamen nicht vorwärts mit ihren Versuchen. Seit fast vier Jahren saßen Griselius und Platen an dieser Arbeit, doch immer wieder folgte einer nervenpeitschenden Spannung eine vernichtende Enttäuschung. Das Präparat war in der Idee gut, aber in der Wirksamkeit verschieden. Oft traten Fiebererscheinungen auf, und die Kur mußte mitunter vorzeitig abgebrochen werden.

In der letzten Zeit beschäftigte sich auch Margot immer mehr mit den Experimenten. Der Ehrgeiz fraß in ihr, sie wollte den Männern ebenbürtig sein. Aber Griselius und Platen wiesen sie lächelnd ab. Das reizte Margots Trotz, erweckte ihre Energie; sie nutzte jeden freien Augenblick, um den Stand des Verfahrens zu prüfen.

Zu dieser Zeit kam Osterkamp in das Werk. Er blendete sie sofort mit seinen vielseitigen Kenntnissen auf dem Gebiet der Zyanverbindungen. Sie hatten die vergangenen zwei Wochen intensiv zusammen gearbeitet. In lächerlich kurzer Zeit war das lange gesuchte Ergebnis gefunden. Margot glaubte von dieser Stunde an felsenfest an die überdurchschnittliche Begabung des jungen Chemikers. Weshalb sollte er nicht auch einen Gedanken, eine Idee, eine Verbesserung für das Hepalin finden?

Das Auto verließ die Industrievorstadt, die Straßen wurden heller, belebter, Margot mußte mehr auf den Verkehr achten. Und doch fand sie plötzlich den Mut zu einer Frage, die sie schon den ganzen Tag beschäftigt hatte:

„Braucht ihr nicht einen Assistenten für das Privatlabor?"

Griselius winkte ab.

(Fortsetzung folgt.)

# Die kleine Wiege

Weihnachtsskizze von M. E. Gebhardt.

„Mutti, guck mal, die schöne Bauernstube! Ob mir der Weihnachtsmann . . .?"

„Nein, Irmgard! Wir wohnen ja zu weit von hier", sagte Frau Huebner wehrend, „aber die kleine Wiege da, wenn sie nicht zu teuer ist, sollst du haben."

Sie war nicht zu teuer, sogar ein Wiegenkind dazu wurde gekauft. Glückselig nahm Irmgard das Päckchen in den Arm. Doch schickte das Kind noch einen sehnsuchtsvollen Blick zu der hübschen Bauernstube hin. Die Mutter sah das wohl, aber das Spielzeug war ihr zu teuer. Irmgard würde es gewiß vergessen. — — —

Nun war man wieder in der großen Stadt. Doch jedesmal, wenn Irmchen Wiege und Püppchen nahm, fing sie an, von der schönen Bauernstube zu reden, von dem Schrank voll Leinen und Flachs, der großen Bettstelle und dem Ofen. Frau Heubner sann und sann. Wie konnte sie den Wunsch des Kindes wohl erfüllen. Zuletzt kam sie darauf, daß sie sich Holz kaufen wollte, eine Laubsäge dazu, um alles selbst auszusägen und zusammenzuleimen. So saß sie abends und versuchte, sich die Möbelteile aufzuzeichnen. Die kleine Wiege stand als Vorbild auf dem Küchentisch vor ihr. Im Zimmer schlief Irmchen fest. Da klopfte es. Der Mieter des zweiten Zimmers hatte ein Anliegen. Er sah das Spielzeug und die Zeichnung und fragte: „Was soll das werden, Frau Heubner?"

Ilse Heubner erklärte. Da meinte Georg Walter, der Mieter: „Das werden Sie nicht schaffen. Darf ich Ihnen helfen? Ich will die Teile zeichnen, Ihnen das Holz besorgen. Und es ist auch nicht so leicht, alles auszusägen. Leihen Sie mir die kleine Wiege abends, so mache ich es gern."

Ilse Heubner war einverstanden und erbot sich zu Gegenleistungen.

So saß jetzt Georg Walter, der junge Bauzeichner, abends in seinem Zimmer, vor sich das Zeichenbrett und die kleine Wiege als Vorbild, und entwarf die Möbel für die Bauernstube. Da begann die Wiege in ihm Erinnerungen zu wecken an das Elternhaus. In einer Wiege hatte er einst auch gelegen, seine jüngeren Geschwister hatte er selbst oft hin und hergeschaukelt. Wie schön war das gewesen! Fast hatte er es im Getriebe der großen Stadt vergessen. Vergessen auch, daß er selbst alt genug war, sich ein Heim zu gründen. Dann sollte so eine Wiege, größer freilich als diese da, seine Kinder schaukeln. Warum hatte er eigentlich noch nicht daran gedacht, sich zu verheiraten? Es würde wohl gehn, wenn er sparsam war.

Er machte sinnend halt mit der Arbeit. Dann schien ihm an der Zeichnung etwas falsch. Er wollte Frau Ilse fragen.

Ilse Heubner saß in der Küche und nähte an Irmgards Sachen. Georg Walter tat seine Frage und setzte sich dann zu der jungen Witwe, um den Fehler gleich abzuändern. Sie

kamen in ein Gespräch. Georg erzählte von den Erinnerungen, die durch die kleine Wiege in ihm aufgestiegen waren. Ein Wort gab das andere, bis Georg plötzlich aufstand und „Gute Nacht!" wünschte.

Aber die Gedanken, die seit jenem Abend in ihm erwacht waren, schliefen nicht wieder ein. Und oft suchte er Gelegenheit, zu Frau Ilse zu gehen, mit ihr zu plaudern. Zuletzt würde es Gewohnheit, daß die beiden abends mitsammen saßen, gemeinsam an der Bauernstube werkten. Georg sägte aus, Ilse leimte und malte die fertigen Möbel schön himmelblau mit Rosen, wie die kleine Wiege war. Als die Möbel fertig waren, Georg die Kiste in eine Stube verwandelte, Ilse die Betten für das große Himmelbett nähte, da wußte Georg, daß er diese Abende nie mehr missen wollte. Und als dann alles fertig war, Georg und Ilse miteinander die kleine Bauernstube einräumten, sich an allem freuten, was sie in diesen Abenden geschaffen hatten, da tat Georg die große Frage. Er kannte Frau Ilse ja nun genugsam, sie wußte auch von ihm. Ilse Heubner sagte nicht Nein.

Irmgard hatte gehofft, daß in diesem Jahre zu ihrem fünften Geburtstage doch die Bauernstube auf dem Tische stehen würde. Die aber wartete wohlverwahrt in Georgs Schrank auf das Weihnachtsfest. Dafür bekam Irmgard einen neuen Vater, den sie ja schon kannte und herzlich gern mochte. Die Bauernstube trat in den Hintergrund vor der baldigen Hochzeit der Mutter. Weihnachten feierten die drei als Familie mitsammen. Kaum, daß die Klingel ertönte, lief Irmgard ins Zimmer . . . „Oh, nun hat der Weihnachtsmann mir doch die Bauernstube gebracht! Und viel schöner ist sie, als die damals im Laden. Und meine Wiege paßt gerade noch hinein!" jubelte das Kind.

„Und eine Wiege paßt auch noch in unser Zimmer", flüsterte Ilse Walter dem jungen Gatten zu. Der begriff und küßte seine Frau. Dann sagte er zu Irmgard: „Wenn du recht brav bist, Irmchen, soll im nächsten Jahre eine große Wiege dort unter der Tanne stehen. Und ein lebendes Püppchen soll drin liegen, mit dem du noch schöner spielen kannst, als mit den anderen."

„Schelte mir die kleine Wiege nicht, Georg" mahnte Frau Ilse. „Sie hat uns zusammengeführt und viel Segen gebracht."

# Heiligabend im Dienst

Von Hans Walther.

Heiligabend. Lichtschein fällt aus den Häusern auf die Straße. Irgendwo geht ein Fenster auf und durch den sternklaren Abend klingt es: „Stille Nacht — heilige Nacht . . ." Ueberall, im kleinsten Heim sammeln sich heute die Familienmitglieder um den Tisch, auf dem der geputzte Lichterbaum schimmert — aber hier und da fehlen doch welche, und zwar diejenigen, die durch des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr an der Stätte ihres Berufes festgehalten werden, selbst am Heiligabend. Wie sie ihn wohl verbringen? Wir wollen einmal zu ihnen gehen und sehen, ob in das eintönige Grau ihrer Alltagspflicht nicht doch ein Schimmer der Weihnacht fällt.

Auch am Weihnachtsabend hört das Leben auf den großen Bahnhöfen nicht auf, ja, oft wird es noch hastiger als sonst; Züge kommen an und fahren ab, Türen schlagen auf und zu, Gepäckträger mühen sich mit schweren Koffern durch die Menge der Reisenden. Auf der stampfenden Maschine unterhält sich der Lokomotivführer mit dem Heizer; die beiden scheinen die einzigen zu sein, die keine Hast haben, sie wissen genau, daß der Zug erst in zwölf Minuten abgeht, und — daß sie keine Weihnacht feiern können. Wenn der Zug an Fabriken, Dörfern und Städten vorbeifliegt, durch Wälder und Ebenen dahinrast, die Räder unermüdlich über die Schienen donnern, über Weichen und Kreuzungen springen, wird ihre ganze Aufmerksamkeit beansprucht, denn das Leben vieler hundert Menschen hängt hiervon ab. Jetzt zieht der Lokomotivführer den Signalhebel an, bald rollt der Zug in einen großen Bahnhof ein, und hier grüßt sie ein hoher, mit Lichtern übersäter Weihnachtsbaum, der ein frohes Leuchten über die rußigen Gesichter der beiden auf der Lokomotive huschen läßt.

Ebenfalls keine Ruhe am Weihnachtsabend haben die Funker der Ozeandampfer oder der großen Flugzeuge; jeden Augenblick müssen sie horchen, ob nicht irgendwoher aus der Weite oder der Tiefe Worte an ihr Ohr dringen: Wettermeldungen, Telegramme für die Passagiere, Hilferufe oder gar Warnungen. Ebensowenig Zeit für Feststimmung finden der Pilot und der Kapitän; der eine muß sein Flugboot durch die Wolken, der andere sein Schiff durch die Wogen steuern, beide müssen jeden Augenblick bereit sein, alles einzusetzen. In den Räumen der Passagiere und der Mannschaften stehen kerzenhelle Weihnachtsbäume, aber tief im Bauch des Schiffes stehen halbnackte kräftige Gestalten, die von Kindersang und Tannenzweigen und duftenden Aepfeln träumen, doch immer wieder öffnen sich die riesigen Türen der Oefen, und sie schaufeln eilig Kohlen in den unersättlichen Schlund, damit das Schiff die richtige Zahl von Knoten zu laufen vermag. Die Schiffsheizer denken an Weihnachten in einer Hitze von etwa 45 Grad.

Sehr angestrengten Dienst haben am Heiligabend die Beamtinnen in den Fernsprechämtern. Sie sitzen in weiten hohen Hallen an langen Tischreihen sich gegenüber. Kleine Lampen glühen auf. Hunderte von Fragen werden gestellt, Hunderte beantwortet; viele Hände schalten und stellen Verbindungen her von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent, ja, um die ganze Erde. Und gerade zu Weihnachten sind die Gespräche kaum zu bewältigen, und der winzige Hebel an jedem Platze, mit dem die überlastete Beamtin Gespräche zu einer weniger beanspruchten Kollegin umleiten kann, muß oft in Tätigkeit treten. Am Ende des Saales steht meist ein hoher Lichterbaum, aber wenn eine der Beamtinnen in einem freien Augenblick zu ihm aufblickt, knarrt totsicher in ihrem Hörer eine aufgeregte Stimme: „Aber Fräulein, wo bleibt denn meine Verbindung?!"

Für die Feuerwehr ist der Weihnachtsbaum ein gar unruhiger Gast, doch trotzdem zündet man ihm auf der Feuerwache ein Bäumchen an mit bunten Lichtern und eßbarem Baumschmuck, denn von der Mannschaft muß am Heiligen Abend meist mehr als die Hälfte in Wehrbereitschaft stehen. Wo es angeht, nehmen die Familienmitglieder der Wehrleute an der Feier auf der Wache teil. Gewiß kann die kleine Feier recht gemütlich werden, aber sie wird selten ungestört verlaufen. Eben will der Feuerwehr-Ingenieur eine kleine Rede vom Stapel lassen, um die Bescherung der Kleinen und Großen einzuleiten, da schrillt — rrr rrr — die Alarmglocke! Aus ist's für eine Weile, bis der Zimmerbrand, verursacht durch einen umgestürzten Weihnachtsbaum, gelöscht ist. Das geht in den meisten Fällen schnell, und nun geht die Weihnachtsfeier auf der Wache weiter. Bald läutet ein silbernes Glöcklein durch den Dienstraum Weihnacht, solange, bis wieder die Alarmglocke gellt . . .

Aehnlich wie in der Feuerwache geht es auch in den Diensträumen des Ueberfallkommandos zu. Nur werden die Beamten nicht so oft am Weihnachtsabend herausgerufen wie die Feuerwehrleute; und das ist erfreulich. Sie können sich ungestörter an ihrem Tannenbäumchen freuen.

Und dort, wo die Zeitung gemacht wird, kennt man am Weihnachtsabend in einigen Räumen auch keine Ruhe. Im Redaktionszimmer wartet der Schriftleiter auf die letzten Nachrichten; die Artikel und Telegramme hat er bereits für die erste nach dem Fest erscheinende Ausgabe der Zeitung zurechtgemacht, jetzt wartet er noch auf die allerletzten Neuigkeiten, mit ihm die Leute an der Setzmaschine und die Drucker. So — die letzte Nachricht ist durch, er greift nach Hut und Mantel, da — das Telephon rasselt. Er nimmt etwas unsanft den Hörer ab, ein Lächeln huscht über sein Gesicht, als sein Jüngster ihn fragt: „Pappi, wann kommt der Weihnachtsmann? Bringst Du ihn mit?" Lachend ruft er „Ja" und eilt froh heimwärts.

So gibt es noch viele, die am Heiligabend Dienst haben, in den Gas- und Wasserwerken, im Elektrizitätswerk, die Leute der Wach- und Schließgesellschaften, die Wächter in den großen Warenhäusern, die Diensthabenden bei manchen Behörden, in Krankenhäusern usw. Sie alle opfern ihren Heiligabend im Dienst an der Allgemeinheit. Und deshalb soll man auch ihrer gedenken, wenn unter dem geschmückten Baum gesungen wird: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen . . ."